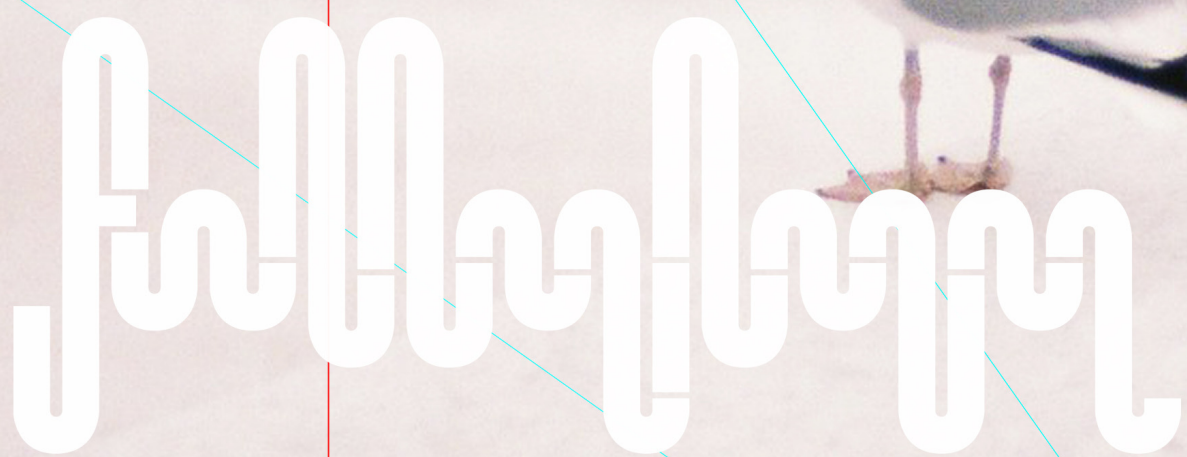




Anthologie ELNS

fallen/legen Anthologie Eins

*Ein Magazin, das es liebt: Die Welt zu betrachten,
zu fühlen was passiert und zu hören was erzählt wird.*

Wöchentlich neu auf <http://www.fallen-legen.de> .

*fallen/legen sind Mario Wimmer, Florian Naumann, Christoph
Ellßel, Matthias Roche.*

Inhalt

Mikrore

04

Leerkauf

08

*Today My
Friend*

12

*Informations-
redundanz*

05

*I'm Cyborg But
That's Okay*

09

Jedem das Seine

14

*Zwischen den
Stationen*

06

*Von Griechen-
land erzählen, I*

10

Tacheles

16

Editorial

Mario Wimmer (**mw**):

Und dann war es plötzlich fast vorbei. Neun Jahre und du hast keine Ahnung wo du danach hinwillst. Zumindest hast du einiges mitgenommen: das Zeugnis der allgemeinen Hochschulreife und den Anspruch, dass für dich mehr zwischen jugendlicher Freiheit und Frühverrentung steht als entgeltloses Arbeiten und auch kein Führerschein. Die Erkenntnis, dass gerade Wege nur eine Illusion sind, dass wenn man es will, es schon irgendwie wird und eine Idee - die Idee dir weiter schreibend deine Welt zu erschließen, dir weiter schreibend diese Welt aufzubrechen und sie weiter schreibend in neue Perspektiven und Kontexte zu setzen. Die Idee - weiter zu schreiben.

Christoph Ellßel (**ce**):

Was war das für 'ne Zeit. Herbst 2006. fallen-legen, endlich aus Schülerzeitungszeitenphantasien entstanden war Realität. Nicht nur eine Ausgabe und dann Ruhe, sondern richtig. Die Möglichkeit das Motto „Wir fallen nicht, wir legen uns nur hin“ aus hunderttausend verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten. Ideen einzubringen. Endlich mal das zu schreiben, was man schon immer schreiben wollte. Leser kämen dann schon von allein. Vier Mitglieder, Mario, Flo, Matthias und ich, vier Artikel die Woche, vier mal verschiedene Ansichten. Ganz frei.

In der Umsetzung waren durchlöchernte Holzbretter der Hintergrund auf dem

unsere Artikel standen. Oder eben auch manchmal nicht. Nachdem die grenzenlose Anfangsbegeisterung langsam abgeklungen war kam die Realität zurück. Zweites Semester Studium. Und das war deutlich härter als das erste. Die Konsequenzen von Entdeckertum an der Uni - insbesondere im Hinblick auf die zahlreichen Beschäftigungsmöglichkeiten taten das Übrige dazu. Im Sommer 2007 wurde das Leben intensiver - und fallenlegen war dann manchmal der um drei Uhr morgens aus dem spontanen Gedanken hingeschriebene Artikel. Und wurde am nächsten Morgen voller Bewunderung ob der eigenen Leistung gelesen.

<i>Klassentreffen</i>	<i>Von Griechenland erzählen, II</i>	<i>Sprachkompetenz</i>
17	23	27
<i>Snowed In</i>	<i>Das letzte Ziel: Tromsø</i>	<i>Wodkaweißchen und Rotweinrot</i>
18	24	28
<i>Riot On A Never Empty Street</i>	<i>Mono</i>	
20	26	

Matthias Roche (mr):

„Wie? Hä? Warum legt ihr denn Fallen? Aua?“ Das müde Lächeln ist zur Routine geworden – von irgendjemanden missverstanden wird man sowieso immer, aber den eigenen Fortschritt sieht man daran, dass es einem eigentlich nicht weiter stört. Im Gegenteil: es ist wie Wasser über die tiefwachsenden Wurzeln dieser neuen Identität, dieses Spiel mit der Welt, die unser Gefühl noch nicht kennt oder vielleicht nur längst vergessen hat.

Auch wenn gerade jetzt der selbstgemachte Druck, den eigenen goldenen Standard zu bewahren, spürbar über uns lauert – Artikel auf Halde, die nie ganz gut genug waren, tausende von verges-

senen Bilder aus jeder Lebenslage, die vom Warten auf das richtige Moment, die richtige Impulsthematik zeugen. Und so bewusst ist es dann manchmal, immer noch 3 Uhr morgens, dass man hin und wieder auch loslassen können muss. Und vom sich von der Erwartung, vom Rausch des Abenteuers nichts vorschreiben lassen. Denn das bleibt sicher: wenn man sich in diesen Gefilden fallenlegt, dann kommt aus Erfahrung das Gute fast wie von selbst.

Florian Naumann (fn):

...und dann sind es zweieinhalb Jahre, die es einen begleitet hat. Zweieinhalb Jahre, das heißt vom Anfang des Studiums in seine gute Mitte, einmal Ausland und zurück. Meistens im Hinterkopf den nächsten Artikel; ab und an große, klare Konzepte, Weltenveränderung, manchmal nur 'noch eine Veröffentlichung'. fallen/legen bedeutet bis hierhin: Sehen, was passiert. Und wie die Dinge absehbarerweise passieren werden, wird es seine Bedeutung ändern, weil auch unsere Zeit abzuwarten knapper wird: Journalistischer, realistischer, konzeptioneller, andenrandgeschobener, beachteter, vergessen, verlebenseinhaltet? Was /war/ ist jedenfalls einiges an Herzblut - und darüber hinaus gesichert: Es steht in diesem Heft.

Mikrore

Es ist kein Leichtes, jeden wachen Moment die Fundamente des eigenen Seins in Frage zu stellen. Und dann noch, aller Wahrscheinlichkeit, Mächte, und Regeln zum Trotz sich für seine (gerechte) Überzeugung einzusetzen – um Alles zu verändern.

Revolution. Das Rad dreht sich weiter. Aber auch wenn das, was unten war, jetzt oben ist: es ist

ein Ende bereitet. Furore macht. Das gilt auch für diejenigen die jetzt, jüngst, die Fähigkeit erworben haben, das Lenkrad in die eigene Hand zu nehmen. Aber der Krieg von Jung gegen Alt bleibt vorerst aus, wie es scheint – die Enttäuschung, das Scheitern der Eltern hängt nach. Alles andere lebt man heute nur noch als Leinwandphantasie aus, eine geschickte Verleugnung von

anderen tristen Tiefkühlphantasien die wir täglich in uns hineinschaukeln. Eskapismus ist angenehm, auch wenn diese laue Mikrowellenmahlzeit nie dann zu Ende ist, wenn sie eigentlich schon satt machen soll. Wozu in eine Welt geboren werden, wenn man Zeit seines Lebens sich versucht sich von ihr abzukoppeln?

Vielleicht gibt es einen dritten

Sometimes, I feel the fear of uncertainty stinging clear. //

And I can't help but ask myself how much I'll let the fear take the wheel

It's driven me before, and it seems to have a vague, haunting mass appeal

But lately I'm beginning to find that I should be the one behind the wheel

-“Drive”, Incubus

immer noch Teil der gleichen Mühle, Teil vom gleichen alten Karren. Wer wagt den Sprung in die schlammigen Straßen, in die absolute Ungewissheit – und das nur aus dem Bauch heraus, aus Prinzip, aus Glauben am Unentdeckten?

Es ist zur vererbten Erwartungshaltung geworden, dass jede Generation für sich den Umbruch anstrebt, kämpft gegen die „Powers that be“, die Mächte des vermeintlichen Schicksals. Der verstaubten Unzufriedenheit

Gefühlen der Ohnmacht.

„Fight or Flight“ – die zoobiologische Maxime trifft hier scheinbar auch den Menschen. Wer sich im Kampf gegen die Unzufriedenheit keine Chancen ausmalt, der flieht. Und wenn der Mensch eines gut kann dann ist es fliehen: sich zurückziehen zu einem Ort, wo ihm keiner etwas anhaben kann. Hin zu den Untiefen des Weltraums, in die magische Seifenblase mit der Aufschrift „Beziehung und Sexualität“ hinein, oder irgendwo unter den

Weg. Einen Weg, die Verbindung zur Gesellschaft bewusst zu leben. Nicht mehr auf Furore aus zu sein, sondern auf kreative Umstrukturierung, Revolution auf kleiner Ebene. Mikro-revolution. Nicht sich zu verstecken vor der Interaktion, aber gerade die kleinen Dinge nicht zu akzeptieren, wenn sie nicht gerecht, nicht richtig sind. Den ultimativen Kraftaufwand leisten, alles und sich selbst in Frage zu stellen, und sich doch nicht zu verlieren. Und auch andere nicht zu zerstören, nicht den gleichen

Informations- redundanz

Fehler machen wie die vielen Vorgänger, seine Überzeugung nicht in den Abgrund richten. Überzeugung wächst von unten nach oben. Überzeugung drückt nicht von oben.

Revolution. Das Wort bezog sich ursprünglich auf den fortgehenden Wandel der Sterne, der mit sich das irdische Leben umwälzte. Und wurde auch diese

An wenigen Begriffen lässt sich der Unterschied von Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften so leicht festmachen wie dem der Wahrheit. Für erstere gibt es nur hunderttausende von verschiedenen Aspekten selbiger, während zweitens diese in eine Formelsprache übersetzen und zwischen Definitionen wenig Platz lassen. Auch die Realität ist ähnlich umstritten. Was ist real? Sind wir – sind wir nicht? Sind wir nur Produkt unserer eigenen Phantasie? Oder doch zu 70% aus Wasser bestehende Säugetiere namens homo sapiens sapiens. Wobei Geisteswissenschaftler zumindest das zweite sapiens sofort wieder in Frage stellen werden.

Doch der Mensch macht sich seine Realität. Wir sind in einem dauerhaften Prozess der Simplifizierung, der Vereinfachung und Minimalisierung unserer Sinneseindrücke. Unsere Welt wird beständig auf redundante Informationen hin abgesucht, die eliminiert werden können. Unser Gehirn ist in den Jahrtausenden perfekt darin geworden, überflüssiges auszusortieren. Eine Überlebensstrategie. Belaste Dich nicht mit Unnötigem. Mehr Sein als Schein, so sagt man. Wir sind Perfektionisten des Scheins.

Die Umwelt voller Informationen tatsächlich bewusst aufzunehmen und in ihrer Gänze wahrzunehmen, das würde uns binnen Sekunden in kompletten Wahnsinn stürzen und vollkommen orientierungs- wie haltlos machen. Alle unsere internen

Priorisierungen wären dahin, alles wäre gleich wichtig oder gleich unwichtig. Der Moment wäre die Allgegenwart von hunderttausenden von gleichzeitigen Sinneseindrücken. Ein permanenter Sinnesrausch.

Was aber das Überleben des Menschen über unvorstellbar lange Zeiträume sicherte, wird nun zur Gefahr. Bedenken- und problemlos räumen wir Themen aus unserer Wahrnehmung die jetzt und in diesem Moment nicht allerhöchste Gefahr für unser Überleben der direkten Zukunft darstellen. Dies ist sicherlich aus biologischer Sicht ökonomisch, belasten wir doch unseren Kopf nicht mit Gedanken, die – rein evolutionstechnisch gesehen – kein bisschen weiterhelfen. Doch es ist etwas passiert, was die Evolution in ihren kühnsten Träumen nie geahnt hätte: Der Mensch ist in der Lage, durch Nichtstun die Welt an den Abgrund zu bringen und sich selbst auszulöschen. Eine komplett neue Fragestellung, die es so noch nie gegeben hat und auf die wir in keinsten Weise vorbereitet sind. Vielleicht macht das es so schwierig, sich mit globaler Erwärmung zu beschäftigen.

Ein Umdenken ist nötig, ein Umdenken ist essentiell. Wir müssen von der Breite in die Tiefe, aktiv die Umwelt wahrnehmen und die Probleme, die sich abzeichnen schon jetzt erkennen. Denn sonst wird es zu spät sein. 

Bedeutung durch die Zahnräder der Zeit entfremdet, schließt sich nun der Kreis. Erst durch die Sterne habe ich erkannt, wer ich bin. Ich kann sie nicht verändern, und würde ihnen nicht Gewalt antun, auch wenn ich es könnte. Aber ich bin nicht machtlos. Ich erklimme diesen Berg, und entfache mein Leuchtfeuer. Hier, hier auf Erden, kann auch ich ein Stern sein. Und wer von nun an zu dunkler Stunde zum Himmel empor blickt, sieht eine neue Konstellation der Hoffnung. 

heel and steer. //

opeal. //

wheel. //

Zwischen den Stationen

It's a shocking bit of footage viewed from a shitty TV screen. You can squint at it through snow static to make out the meaning.

Statisches Rauschen. Static. Das ist wo wir sind.

Dieses Störgeräusch zwischen den Radiosendern, das ferne Stationen überlagert, und fremdsprachige Wortfetzen an die Ohren trägt: Eines der schaurig-schönen Symbole der unperfekten Moderne. Alleine sein, verloren zwischen den Botschaften fremder Völker. Und ein wenig Erdstrahlung.

Fast driftet es schon in die orange tapezierte Erinnerungswelt der 70er Jahre – Digital übertragene Medien kennen nicht das statische Rauschen der Langwellen. Nur Lags und Pufferunterbrechungen. Dann ist einfach Ruhe. Das kann ein Zeichen dafür sein, dass die technischen Errungenschaften des Menschen die Sozialen überholt haben: Musik und Worte werden mittlerweile in digitalen Schlüsseln um den Erdball geschickt, das Verständnis der gesellschaftlichen Umwelt sendet immer fort aus dem Funkloch der analogen Interferenz. Es rauscht.

Was ich meine? Stell dir vor, du fährst auf der Autobahn, den Finger am Radio, um die Verkehrsnachrichten zu hören, – aber der gute Ratschlag ist nicht klar

hereinzubekommen. Es rauscht und fiept, überall reden sie durcheinander, du verstehst Fetzen sinnvoller Wörter, „Ausfahrt, A9“, ab und an ein alarmierendes „äußerst!“, und „Geisterfahrer“, dann eine „Entwarnung“, fremde Sprachen, hin und wieder wird alles von lauter, dumpfer Musik überlagert, jemand lacht diabo-



lisch, ein Hörspiel?, und einige schalten die Warnblinkanlagen an, während andere ungerührt selbstbewusst auf der Überholspur vorbeipreschen, dass die Druckwellen an den Fenstern rütteln. Verwirrend. Aber aus der Infobox Radio kein klares Signal zu bekommen, und von hier drinnen nicht zu ergründen, was dort vorne passieren wird. Vielleicht einfach ein Tape in den Schlitz drücken, etwas langsamer fahren, und passieren lassen, was passiert. Vorsichtig rechts fahren.

Was dieses Störgeräusch ausmacht ist die Abwesenheit eines klaren, starken Signals, das Rauschen der Umwelt, das an just diesem Standort alles

zu verwaschen scheint, und die vielen gleichberechtigt redenden Stimmen, die durcheinander schwimmen, ohne dabei trennbare oder auch nur verständliche Botschaften zu übermitteln. Und während Radio eben digital geworden ist, sitzen wir, die das Beste für die Zukunft wollen, hier und fummeln nun verzweifelt an den Reglern – wir

können sogar „Langwellenwissenschaften“ studieren, und trotzdem nur postmodernes Rauschen verstehen.

- Weil wir nicht mehr an den absoluten, einzig wahren Kanal glauben und deshalb keines der Signale mehr ausblenden.

Wir wissen, dass es aus unserem Blickwinkel anders rauscht als aus anderen, dass unsere Hörgewohnheiten ohnehin nur konstruiert sind, dass wir mit jedem Höreranruf, jeder Äußerung, ein wenig in das Spiel aus „prophecy“ und „fulfillment“ reinpfuschen, wir kennen all die Stellschrauben der Wirklichkeit, oder zumindest zu viele, wir haben mitbekommen dass der große Sender aus dem Osten die falschen Verkehrsinformationen hatte und in einem Unfallschaos unterging, aber mit dem aus dem Westen stehen wir auch nur noch im Stau seit die Konkurrenz aufgab, und ständig warnen aus allen Kanälen die Stimmen und

werden noch von unscharfem Rauschen überdeckt; bulgarische Heimwerkertipps aus der Kurzwelle, Fehlinformationen von mangelnder Relevanz aus der Werbung.

Und was wir jetzt tun ist: Nichts. Laissez-Faire. Jedes Drehen an einer Stellschraube aus diesem Chaos heraus, jedes Konzertieren des Verkehrsflusses ist nur eine

auch, und Nichtskaufen überhaupt alle; Atommüll verstrahlt unseren Boden, aber die Alternative ist CO2-schwangere Luft; der Markt spielt verrückt, aber wir wissen, was passiert, wenn wir eingreifen... Es rauscht! So laut.

Verloren zwischen den Stationen. Das ist, wo wir sind. Genügend Sendungen haben wir jetzt, aber unseren Kanal müssen wir noch

dekonstruiert, die Vorsicht bremst unsere Schritte, jetzt muss das Verstehen folgen.

Aufpassen müssen wir einzig, dass wir uns nicht auf die beruhigenden Tapes, ins Werberadio und auf den Standstreifen der Harmlosigkeit retten, der so sicher und zuverlässig am rechten Fahrbahnrand grüßt. Damit die mit den schnellen Autos unge-



potenzielle Unfallursache, jeder verzweifelte Höreranruf nur Amüsement für die Redaktion. Nichtfairtrade kaufen ruiniert die Dritte Welt, aber Fairtrade kaufen

finden. Das ist so beängstigend wie beruhigend – niemand hört freiwillig dauerhaft solchen Kram. Auch nicht die zivilisierte Menschheit. Es ist ausreichend

stört überholen können. 

*And keep on stretching the antenna, hoping that it will come clear
We need some reception, a higher message, just tell us what to fear
Because I don't know what tomorrow brings it is alive with such possibilities
All I know is I feel better when I sing*

- "Method Acting", Bright Eyes

Leerverkauf

Die Zukunft ist uns in Science-Fiction-Romanen schon mancherartig vorgestellt worden. Ob problemlose Traumwelt, geknechtete Unterschicht oder roboterdominierte Menschheit – alles ist schon gedacht worden. Und gerade letzteres Szenario ist oft gedacht worden: Roboter mit Eigenintelligenz, Schwärme aus autonom sich vernetzenden Computern, ein allmächtiger, unkontrollierbar gewordener Großrechner. Große Gemetzel, aufopfernde Heldenkämpfe und etwas grenzgeniale Wissenschaftler, die von den von ihnen erfundenen Produkten vernichtet werden. Also alles, was ein guter Science-Fiction-Stoff so hergeben muss, um spannend zu sein.

Ganz still und heimlich ist allerdings kürzlich auf eine ganz andere Weise das Phänomen wahr geworden, das wir uns (in diesem Falle unsere Wirtschaft, und damit Arbeitsstellen, Altersvorsorgen und Aktienvermögen) in die Hände von Computern gewagt hatten – und sich diese gegen uns richteten. Google News, der Informationsdienst der unbändig wachsenden Datenkrake, hatte vergangene Woche den Konkurs von United Airlines verkündet. Brandaktuell. Die auf online-Nachrichtenanalyse optimierten, digital programmierten Verkauf- und Kaufagenten verkauften daher vollständig automatisiert und ohne jeglichen menschlichen Einfluss binnen Minuten hunderttausende von scheinbar kurz vor dem Verfallsdatum stehenden United-Airlines-Aktien. Der Kurs des zweitgrößten Flugunternehmens der Welt

fiel binnen Stunden um 75%. In zwölf Minuten wurde mehr als eine Milliarde US-Dollar vernichtet. Allein: Die Meldung war sechs Jahre alt und zum jetzigen Zeitpunkt gab es nicht den geringsten Grund für die Nachricht. Und – kleiner Schönheitsfehler: Ein Computerprogramm hatte sie als brandheiß gekennzeichnet und ganz nach vorne geholt. Computer hatten eine uralte Nachricht aktuell gemacht, Computer hatten sie binnen Sekunden in alle Welt transportiert, Computer hatten automatisiert Unmengen an Aktien verkauft – und die Menschen begannen mühsam mit den Aufräumarbeiten.

Die Aktie wurde vom Handel ausgesetzt, die Börsenaufsicht startete eine Untersuchung, öffentlichkeitswirksam beschuldigten sich die Menschen in verantwortlichen Positionen gegenseitig, an der nahezu verheerenden Nachrichtenaktualisierung schuld gewesen zu sein.

Doch das Problem lag an anderer Stelle: Ein Mensch an der Stelle des Verkäufers wäre in 95 von 100 Fällen langsamer gewesen, den Sinn der Nachricht zu verstehen und Konsequenzen wie den Verkauf oder Kauf zu ziehen: Die riesigen Spekulationsgewinne, die Computerprogramme und Bietagenten versprochen, waren nur durch den Verzicht auf einen menschlichen Mitspieler möglich.

Doch auch andersherum: Durch die blinde, unreflektierte Unterordnung unter die Macht der Maschine, unter die an Hybris grenzende Hochachtung des Genies Börsencomputer kam eine Situation zustande, die zweitgrößte Fluggesellschaft der Welt binnen Minuten um Millimeter vor den Abgrund zu schicken und beinahe über 50.000 Mit-

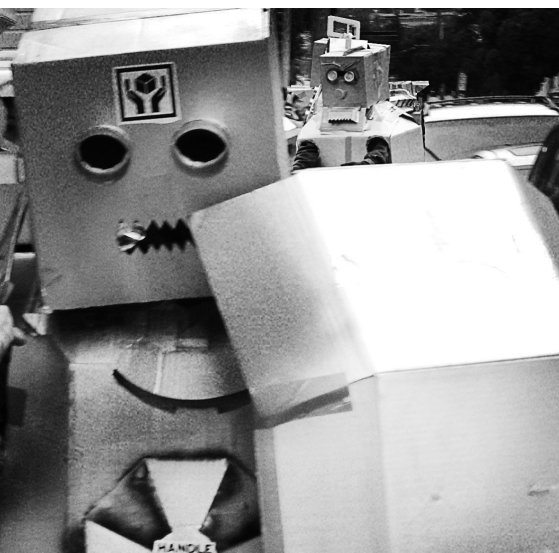


arbeiter arbeits- und existenzgrundlagenlos zu machen. In einer Kettenreaktion, in der kein Mensch mehr eingegriffen hatte, die vollkommen automatisiert abgelaufen war.

Vielleicht werden die in den Romanen düster vorhergesehenen Endschlachten in rauchenden Trümmerfeldern um weltbewegende rote Knöpfe und die Abschaltung der Energieversorgung nie geführt werden müssen. Vielleicht machen wir es ihnen einfacher. 

I'am Cyborg but that's okay

Die freundliche Frau Doktor stolpert verwundert zurück und fällt tapsig in einen Rollstuhl, während Maschinengewehrku-
geln ihren Körper zucken lassen. Gnadenlos mäh Young-goon auch die anderen Angestellten der psychiatrischen Anstalt nieder. Blutflecken auf weißen Ge-
wändern, sich windende Körper, spritzende Fontänen aus Mörtel,



Holz, Blut und Gemüse. Mit der Präzision eines Cyborgs töten die Kugeln aus Young-goons Fingern das Klinikpersonal und verschonen die Patienten. Als sie ihr tödliches Werk vollbracht hat, sackt sie leblos in sich zusammen und - alles ist wie zuvor.

Denn, Young-goon ist in Wirklichkeit natürlich kein Cyborg. Auch wenn der Titel des Filmes – „I'm Cyborg, but that's okay“ und seine Hauptdarstellerin anderes behaupten. Vielmehr leidet sie, seitdem sie die Einlieferung ihrer Großmutter - die sich für eine

Maus hielt - in eine psychiatrische Anstalt nicht verhindern konnte, unter einer Persönlichkeitsstörung. In dem Moment, als die kleine Young-goon geschlagen und abgekämpft auf ihrem Fahrrad sitzend, den Krankenwagen mit ihrer Großmutter am Horizont verschwinden lassen muss, wird sie zum Cyborg. Denn, kleines Fahrrad, Cyborgs besiegt niemand - außer ihre Batterie ist leer.

Young folgt von nun an ihrer eigenen, ihrer Cyborglogik. Die Tragik und Komik der Erzählung schöpft aus der Unverträglichkeit dieser Logik sowohl mit der Funktionslogik von Youngs Körper, als auch den in der Gesellschaft akzeptierten Formen von Logik. Nach dem Versuch, ihre Batterie mit zwei Kabeln, die sie in ihre aufgeschlitzten Pulsadern gesteckt hat, wieder aufzuladen, wird Young in eine psychiatrische Anstalt eingeliefert. Zu ihrem Glück, denn dort trifft sie auf Il-Sun, dem es als Einzigem gelingt, zu ihr durchzudringen. Anders als den Ärzten, die um das kleine Mädchen zwar sehr bemüht sind, von seinem Cyborgdasein aber nichts bemerken. Und die ohne diesen Schlüssel die seinen Handlungen zu Grunde liegende Logik nicht verstehen können.

Weil sie, trotz aller Wärme und allen guten Willens, den sie Young entgegen bringen, doch immer versuchen, ihr Leiden mit ihrer gewöhnlichen Logik zu erfassen und auftretende Probleme dieser folgend auch brachial lösen. So auch, als Young-goon

sich fast zu Tode hungert, weil sie glaubt, das Essen würde ihr mechanisches Inneres verrosten lassen. Angesichts der Gegensätzlichkeit der von ihr als tödlich empfundenen Gefahr des Verrostens und der von den Ärzten ebenfalls als tödlich diagnostizierten des Verhungerns, entbrennt ein scheinbar unlösbarer Konflikt - selbst als sie durch die Nase zwangsernährt werden soll, presst Young-goon den Nährschleim mit aller Gewalt zurück in die Schläuche - den schlussendlich Il-Sun löst. Nicht dadurch, dass er Young-goon eine fremde Logik aufzwingt oder sich ganz ihrer eigenen ergibt, sondern in dem er eine mit beiden Denkweisen konforme Lösung findet. Und damit das Sozialdrama „I'm Cyborg, but that's okay“ zu einem wunderschönen, für westliche Verhältnisse schrägen und überdrehten, aber in sich traumhaften und unkitschigen Liebesfilm verwandelt. Denn Liebe ist nicht, den Anderen zu formen, ihm die eigene Logik und den eigenen Lebensentwurf aufzupressen, sondern ihn so anzunehmen wie er ist, dem Anderen zu folgen, wo er nicht anders kann und am Ende sogar bereit zu sein, sich selbst aufzugeben. **mw**

Von Griechenland erzählen I

Ein, zwei Mal im Jahr, da packt es die Menschen, rasen Abertausende den Alpen, der Erholung, dem Meer, dem Urlaub entgegen. Was diese Urlauber von Reisenden unterscheidet ist eine grundsätzlich verschiedene Idee der Fahrt zum Zielort. Während der Reisende kein Ziel im engeren Sinn kennt, es höchstens als Wendepunkt der Reise gen Heimat wahrnimmt, versucht der Urlauber diese Fahrt zwischen dem Heimat- und dem Zielort so kurz wie irgend möglich zu halten. Sei es um die wenige Urlaubszeit optimal zu nutzen, sei es um mit dem Schwung der Raserei ein Quäntchen Erholung mit in den tristen Alltag zu retten.

Mit dem Flugzeug nach Athen, auf der Fähre den Sonnenuntergang genießen, schlafend Santorin erreichen und dort erholt die Insel unsicher machen, so war der Plan. Nur, wer keine Einzelkabine bucht, schläft im Aufenthaltsraum und muss ein wachsames Auge auf seine Habseligkeiten werfen. Aber ich heldenhaftes Männchen werd mein Weibchen schon bewachen, einzig das ständige Kommen und Gehen der anderen Passagiere und der latente Geruch nach Erbrochenem - ich habe Schnupfen und kriege davon nichts mit - lassen sie nicht schlafen. Aber es gibt ja noch einen zweiten Raum, der wundersamerweise leer und dessen Tür nach meinem Dafürhalten offen ist. Gerade sind wir umgezogen, meine Begleiterin entschlummert und ich in meine Lektüre vertieft, da betritt der tapfere kleine Matrose die Szene. Ich wecke die Dame und ein

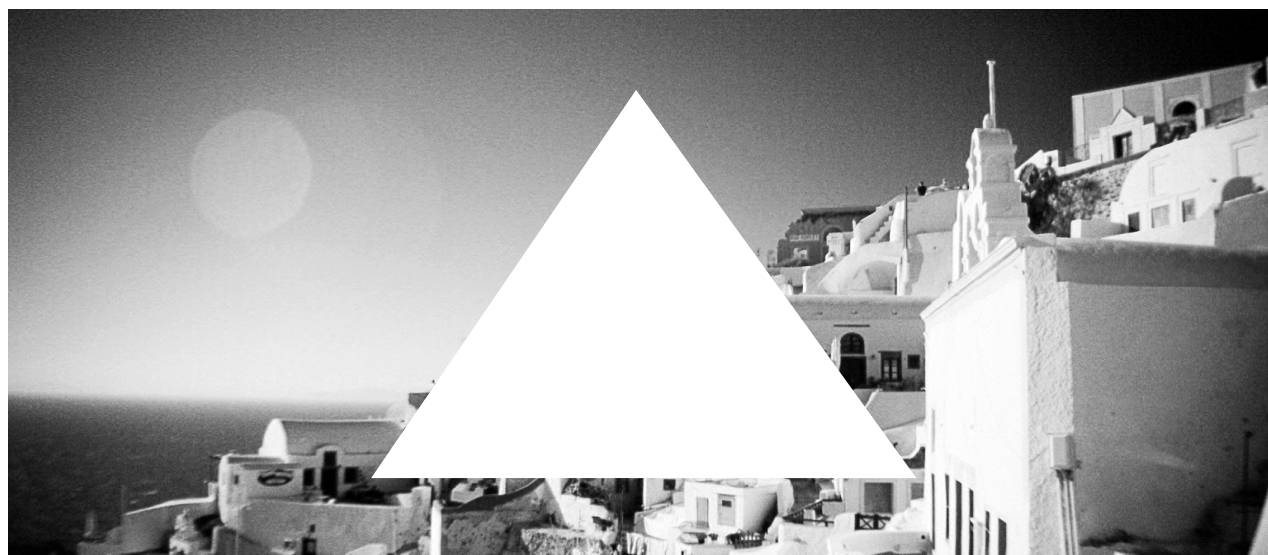
erstklassiges Exempel moderner Völkerverständigung entspinnt sich: Not here. Why? Not here. Why? Not here. Okay, but why? Not here. W - h - y? Not- okay. Unter strengem Blick umgezogen, den Dialog notiert und die restliche Nacht seekranke Luft genossen.

Mit Augenrändern groß wie Bullaugen und - zumindest in meinem Fall - einer Nase deren durchdringendes Rot jeder Rettungsboje zur Ehre gereicht hätte, gehen wir an Land. Der Blick wandert den monumental aufragenden, steilen Kraterrand empor - und wird jäh wieder zu Boden gerissen: Zwei, vielleicht auch drei Dutzend der Inselbewohner versuchen uns mit netten Schildchen ihre Unterkunft näher zu bringen. Wir laufen Slalom - Danke, Thank you, Merci wir haben schon was - und schließen die Freundschaft eines besonders hartnäckigen Zeitgenossen, der uns in der Ortschaft noch des Öfteren mit seinem kleinen Moped auflauern wird und partout nicht glaubt, dass wir bereits vergeben sind. Vor unserer Unterkunft treffen wir einige Handwerker, die, so versichert der Vermieter uns "Will be finished in two hours". Und am nächsten Tag auch. Und am nächsten Tag auch. Und am nächsten Tag auch. Liebevoller als jeder Wecker begleitet uns also rhythmisches Klopfen aus dem Bett, ins Bad und zur Tür hinaus.

Wenn man schon so früh aufsteht, kann man sich auch die Insel anschauen: Der Red Beach ist

mittlerweile in allen Inselführern als eindrucksvoller und einsamer Geheimtipp beschrieben und so liegen wir wie die Sardinen vor der prächtigen Kulisse roter Klippen und beobachten vergnügt eine Gruppe Asiaten die im Gänsemarsch den steilen Weg über die Klippen zu uns herabsteigen. Mit Hut, je nach Geschlecht Hemd oder Bluse, kurzen Khakihosen, langen Tennissocken und Turnschuhen bekleidet, sammelt sich die Gruppe zu einem kurzen Vortrag um den Fremdenführer, befühlt dann vorsichtig mit der flachen Hand das Meer, sammelt anscheinend wahllos fünf Steine ein und verschwindet.

Und dann waren wir ja auch noch in Oia, dem griechischsten Dorf auf ganz Santorin. Hier gibt es ja überall weiß getünchte Häuser, aber die in Oia sind ein wenig weißer. Hier geht überall die Sonne unter, aber nur in Oia kann man ihr aus einem alten Kastell dabei zusehen wie sie im Meer versinkt und dabei den Ort in roten Flammen aufgehen lässt. Schön - fanden die restlichen 100 Urlauber, die das doch recht klein geratene Kastell füllten wie die Athener U-Bahn zu Stoßzeiten, auch. Zurück geht es mit dem Bus - bis auf freier Strecke der Busfahrer aussteigt und im Dunkel der Nacht verschwindet. **mw**



Today, my friend.

Samstag Nachmittag, vor dem Busfenster wehen zerzauste, karge Weidelandschaften vorbei; *Varberg, Falkenberg, Halmstad* ersetzen immergleiche Bilder solange, bis Göteborg mit seinen kontinentalen großstädtischen Gebäuden nur noch eine vage Erinnerung im Rücken ist, und Malmö am Horizont auftaucht: Wer ausgefallene Musik liebt, in Schweden, dem Land der ausgefallenen Musik, der muss Kilometer fressen. - Vom nasskalten öresundwassergepeitschten Süden, bis ins tiefe Windschneisen durch Häuserschluchten schlagende Göteborg. Eigentlich immer noch im Süden dieses Landes. Nur eben 300 Kilometer nördlicher.

Freitags füllt sich das „Sticky Fingers“ in Göteborgs Innenstadt früh: Bis 22 Uhr gilt trotz Konzert freier Eintritt, und ein Bier kostet für lokale Verhältnisse unverschämt günstige 24 Kronen, ca. 2 Euro 50. „*Mycket folk*“ macht sich schnell auf den drei Ebenen breit, sitzt unter stummen MTV-Bildschirmen um eine chrom- und holzstarrende Bar, oder steht im Keller in der Dark Area und schüttelt schon erste Metallermähnen. Eingeklemmt zwischen diesen Alltagsclubszenerien steht die Vorband „*Samuraj Cities*“ auf der Bühne und arrangiert ihre Instrumente. Eine halbe Treppe hinauf, an besagter Bar, sitzen und stehen auch die Bandmitglieder von Ef, gut gelaunt und mit eigenwilligen Brillen bestückt – gerade zurück von einer zweiwöchigen Deutschlandtournee, die sie als „*sjukt bra*“, „krank gut“ bezeichnen: Das deutsche; hauptsächliche ostdeutsche, Kon-

zertpublikum hat ihnen das neue Album „*I Am Responsible*“ förmlich aus den Händen gerissen, in Größenordnungen die Gitarrist und Teilzeitsänger Tomas wesentlich später am Abend zu dem großspurig-ironischen Angebot verleiten wird, schnell ein Auto zu kaufen, um alle nach Hause zu bringen: Geld sei ja schließlich da. - Ja, ein Erfolg jedenfalls.

Ef sind heute zurück zu Hause. „*På hemmaplan*“, auf schwedisch gesprochen, was noch stärker als das deutsche „Heimspiel“ den eigenen, den gewohnten Rasen und die heimischen Katakomben herausstreicht. Ein Heimspiel einer Band, so etwas wie steigende Sterne der Post-Rock-Szene, mit beinahe ausverkauften Auftritten in deutschen Großstädten, den kleinsten Clubs deutlich entwachsen. ...heute aber auf ihrem einzigen Schweden-Konzert, und das nicht weil die Band nicht mehrere spielen wollte: „Es gibt in Schweden ungefähr 5 Booker, die sich für Post-Rock interessieren: Einen in Göteborg, ein, zwei in Stockholm, Malmö und Lund.“, erklärt Drummer Niklas. In Deutschland ist es einfacher.

Als die Band gegen kurz vor 12 ihren Auftritt beginnt, verteilt sich die Menge der Besucher noch gleichmäßig auf die Räume, von der Bar dringen in den leiseren instrumentalen Passagen die Basslinien aktueller schwedischer Popmusik bis zur Bühne.

Kein zu großes Problem für die Band, sie trägt es zumindest mit Fassung. Schweden sind im Allgemeinen keine guten Zuhörer auf

Konzerten, meinen sie nachher, während Mitteleuropäer meist andächtig lauschen würden. - Spätestens aber als „*Hello Scotland*“ als zweiter Song im Set von der Bühne dringt, Harmonium, E-Cello und eine fragil-schillernde, langsam zielstrebig losziehende Gitarrenmelodie weiches Licht zeichnen, die Band ruhig und präzise an diesem Gesamtbild arbeitet und die ersten Worte des Abends gesungen werden, „city streets, in late spring...“, dann zieht die Musik diejenigen der vielleicht 100 Zuschauer, die sich ziehen lassen wollen, mit leichtem Handschlag in eine sonnigere Visions Schwedens. Lässt ein sonnendurchfluteteres Göteborg vor inneren Augen entstehen, und die Hörer mittaumeln, wenn sich der Song in einen euphorischen Laufschrift aufschauelt. Schwedische Sommernächte sind verdammt blau, und alle Seen und Augen glitzern ein bisschen kräftiger, gerade wenn der Winter noch in Erinnerung und der große Sommer noch vor einem liegt.

„*Give me beauty... or give me death*“, ein bisschen wie zwischen skandinavischem Sommer und Winter gefangen, hieß das Debüt EFs, und genau zwischen diesen scheinbaren Polen pendelt die Musik. Idealistisches Verlangen, nach Schönheit, nach Leben, nach Gefühlen, wilden. Bloß nichts zwischendrin, bloß kein Handwerk, keine Routine.

Wo Worte eher ausgrenzen als ausreichen würden, reicht die Band Stichwörter an - nur um den Zuhörer dann mit einem

Stakkato in sein eigenes Gedankengewirr zu versenken. Ein musikalisches Taumeln und Nichtantworten aufzubauen. Aber auch ein bedingungsloses Mitleiden an den Fragen mitzugeben. Egal eben, wie sie lauten. Solange sie ausreichend ziehen und zerren.

Ef spielen die meisten Songs jenes neuen Albums, das sie im großen Saal des Stadsteaters, gar nicht weit des Sticky Fingers aufgenommen haben. Darunter „Bear“, das stärker nach Sigur Rós oder Gregor Samsa klingt, als das gewohnte Material, aber wieder so gezielt die Wortfetzen anreicht: „All over, all over...“ klingt diesmal klagend, suchend und fragend. Später das viertelstundenlange „A Tailpiece“, das in seiner stoischen Melodie lebt und von den schillernd-klaren Ein- und Aussätzen der Instrumente, jazzig-leichten Drums und mindestens 3 musikalischen Themenverschiebungen – was Post-Rock zu einem solch befreienden Ausbruch macht, sind nicht unbedingt seine „Ausbrüche“. Sondern eher die Freiheit sich zu entwickeln, an keinem Punkt zweimal vorbeikommen und Geschichten erzählen zu dürfen. Vorwärts zu gehen, statt zur Wiederholung gezwungen sein, wie es unsere popmusikalischen Hörgewohnheiten verlangen würden. - Nicht zur Wiederholung gezwungen sein - das ist vielleicht die größere, aber gut versteckte Metapher eines ganzen Genres.

Schließlich, nach einer guten Stunde: „Tomorrow my friend“.

Der Song, von dem Dutzend Eingeweihter im Publikum als alter Freund begrüßt, der als matt schillernder Glücksmoment beginnt, ein wenig die Sommernacht aus „Hello Scotland“ klingen lässt, und nach der Zäsur, der Erklärung einer Frauenstimme auf einmal langsam in eine schwere Schicksalhaftigkeit rutscht, gegen die er sich schwer auflehnt, mit aller Macht ankämpft: „This is the last time, I'll hold your precious body“, „I was mislead by words never spoken, I was mislead by a smile, never shown“: - Ein Sturm von Gefühlen bricht sich Bahn, beginnt stolpernd mit der Melodie zu laufen, dann zu rennen so weit es geht, fühlt sich noch im Publikum an wie brennende Lungen, nur ein Stück in Richtung Magengrube versetzt. Hebt sich über die Melodie hinaus und bricht schließlich in einem Gewitter aus Feedback, Lärm und donnernden Gitarren zusammen, das alles davon zu waschen scheint. Von der Bühne, von der Haut der Zuschauer. Reißt mit, aus aller Kalkulation, aller Routine, allem Damitfertigwerden, das im eigenen Kopf wohnt, und diesen emotionalen Lärm beiseite schieben will. - Schwer atmendes Leben bleibt übrig, als das Licht bereits wieder angeht, während die letzten zwei Bandmitglieder noch auf der Bühne kauern und liegen.

Bassist Mikael, gute 30 Jahre alt, Ef vereinen eine Altersspanne von ca. 10 Jahren, erzählt später Backstage von seinem Kind, und dass es nicht nur gut sei, so lange auf Tour und von zu Hause

fort zu sein - aber gleichzeitig auch ein Traum. Und dass er am Ende eben jenes „Tomorrow My Friend“ gestern in Rostock, auf der Ms Stubnitz, seinen 700 Euro teuren Bass auf der Bühne in drei glatte Teile zertrümmert hat.

- „Wir arme Studenten sparen Geld für Gitarren, und ihr macht hier mal schnell einen auf Rock'n'Roll?“, frage ich, was Mikael ernster nimmt, als es gemeint war.

- „EF ist keine Rock'n'Roll-Band, weißt du... Tomorrow... ist vielleicht der beste Song, den wir bis jetzt geschrieben haben, und nach diesen 15 Minuten hat dich die Musik so völlig – das sind unsere Minuten von „mental illness“. Ekstase. Das war ein Impuls, der einfach irgendwohin musste, keine Show.“

Er schaut ratlos, aber auch zufrieden, vor allem aber ernsthaft. Und dann bricht sich wieder das Siegerlächeln, der soeben auf dem „hemmaplan“ gewonnenen Tour Bahn.

- „Das kann ich aber nicht jedes Mal machen. - Deswegen habe ich mir gedacht, springe ich nächstes Mal einfach am Ende in Niklas' Drumset.“

Jedem das Seine.

Charly (7), imaginärer Sohn eines deutschen Managers, Jimmy Blue (6), imaginärer Sohn eines INSM-Funktionärs, die Bande und Emma, die Ökoladenbesitzerin.

1. Akt

/ Einer dieser hippen Öko-Tante-Emma-Läden in einem idyllischen Provinzpendlerdorf für Besserverdienende.

Charly: Packt alles ein! Alles was ihr kriegen könnt!

Bande: Lakritze! Brandy! Honigbonbons!

Emma: Kinder, ich find das alles ja so toll...

Charly: Haut die Alte um!

/ Ein Bandenmitglied tritt Emma vor's Schienbein, sie geht zu Boden. Die Bande, Charly und Jimmy Blue plündern.

Charly: Alle raus! Los, los, los!

/ Ein beliebiger Villendachboden im oben beschriebenen Dorf.

Bande: Das war ein Fang, Mensch! Alle Taschen voll!

Charly: Bravo, Männer. Auf den Tisch damit und macht gleich große Haufen. Alle für einen? und ...

Bande: ... einer für alle!

Jimmy Blue: Und jetzt jedem das Seine...

2. Akt

/ Der Öko Emma Laden im Abendrot.

Alle: PIRATENÜBERFALL!

Emma, selig: Ach, wie...

/ Ein Bandenmitglied tritt Emma vor's Schienbein, sie geht zu Boden. Die Bande und Jimmy Blue plündern.

Bande: Es gibt viel weniger als beim letzten Mal!
Jimmy Blue: Nehmt was ihr

kriegt! Habt ihr alles?

Charly: Dann raus hier!

/ Der schon bekannte besserverdienende Dachboden.

Charly: Den Brandy für mich, den Rest für euch...

Bande: Aber, das ist ungerecht.

Charly: Ungerecht? Wer trägt denn die Verantwortung? Hat

das Network und Knowhow?
Sagt mein Papa...

Bande: Aber, wir waren alle dabei...

Jimmy Blue: Das ist doch Gleichmacherei. Die Rahmenbedingungen haben sich geändert. Wenn wir Charlys Leistung nicht honorieren, geht er das nächste Mal mit den Jungs aus der Birkenallee auf Raubzug.

Bande: Naja...

3. Akt

/ Erneut der Öko Emma Laden, diesmal im Morgengrauen

Emma: Ach...

/ Ein Bandenmitglied tritt Emma vor's Schienbein, sie geht zu Boden. Die Bande plündert.

Jimmy Blue: Mehr! Mehr! Mehr! Holt mehr Sachen!

Charly: Und dann weg hier.

/ Der Dachboden

Jimmy Blue: Lakritz, Brandy und Bonbons an Charly. Ihr dürft euch jeder eines nehmen. Aber wirklich nur eines!

Bande: Aber - wie sollen wir die Woche mit *e i n e m* Bonbon überstehen?

Jimmy Blue: So sind nun mal die Zwänge des Marktes. Die Beute sinkt, weil auch andere Straßen auf Raubzug gehen, zu günstigeren Konditionen wohlgemerkt. Wir brauchen ein neues Verhältnis zu Leistung und Elite, nur so können wir dem Trend gegen-

steuern. Wer Bonbons fordert, muss Elite fördern!

Charly: Lass mich, Jimmy Blue. Trink doch so lang ein wenig Brandy. Männer! Wir konkurrieren seit geraumer Zeit mit den Kindern aller Straßen unseres Dorfes! Kinder, die es wesentlich härter hatten als wir! Kinder, die deshalb bereit sind für ein viertel Bonbon und weniger zu arbeiten! Diese Bedrohung können wir nur gemeinsam abwehren, wenn wir mehr leisten und weniger bekommen! Ich werde euch durch diese Krise lotsen, nicht ohne notwendige Einschnitte, aber ihr dürft nächste Woche für ein halbes Bonbon arbeiten! Arbeit soll sich lohnen!

Bande: Genau! Und ein halbes Bonbon lohnt sich nicht! Wir wollen Gerechtigkeit!

Jimmy Blue, vom Brandy leicht erregt: Aber das ist doch Gerechtigkeit! Wer viel, leistet soll auch viel kriegen, alles andere ist Gleichmacherei! Und wenn ihr eure Mama fragt, legt sie sicher noch ein Bonbon drauf.

Bande: Niemand will Leistung nicht belohnen, aber wir wollen einen fairen Anteil. Und unsere Mütter können keine Bonbons mehr kaufen, weil Charly sie hortet!

Charly: Und das ist wieder typisch deutsch, diese Neiddebatte. Es erfüllt mich mit Schmerz zu sehen, wie mein Land nach links rückt, in die Fänge des Kommunismus, des unmenschlichen Systems, dem wir gerade erst entronnen sind. Aber! Aber, ich bin als Unternehmer meiner Heimat auch verpflichtet, und deshalb biete ich euch ein viertel Bonbon!

Bande: Wisst ihr was? Macht euren Überfall nächste Woche doch alleine.

/ Und die Bande geht, einfach. mw

Tacheles

[Zu Berlin:] - "Ein fruchtbares Gelände für sumpfige Typen, seit 750 Jahren."

Wolfgang Neuß (1923-89), dt. Kabarettist u. Schauspieler

Berlin ist die einzigartige Stadt, die auch nach Jahren eingehender Bekanntschaft immer wieder für Überraschung sorgen kann. Überraschungen, die dazu fordern, nochmals genauer über sie nachzudenken und in ein anderes Licht zu rücken – manchmal in ein dunkleres, aber meistens ein helleres Licht.

Das Kunsthaus Tacheles ist, wie der Name schon sagt, zwar ganz und gar ein Kunst-Haus, aber zugleich der natürlichste, unverfälschteste Ort in Berlin¹. Der jahrhundertealte Bau aus Stahlbeton stand in den 1990ern fernab seiner Glanzzeit als Kaufhaus als faktische Ruine kurz vor dem endgültigen Abriss. Eine Besetzungsaktion durch die Künstlerinitiative Tacheles führte letztendlich zum Erhalt des Gebäudes (mit einer wirklich schillernden Vergangenheit) unter der Beru-

dass die Gegenwart neu definiert, aber die Vergangenheit seiner Stadt nicht leugnet. Mauergefühl und Avantgarde im einen: nicht nach oktroyierten, überlegten Maßstäben rekonstruiert sondern einfach nur da, weil es wirklich so ist.

Das Bewusstsein, etwas verändern zu können, den Glauben an soziale Veränderung und vielleicht, so cliché es auch klingen mag, einer besseren Welt – das scheint bei klarer Nacht mit hellem Mond vom Balkon des Tacheles aus, von farbfrischen Graffiti umgeben auf die Ruinen einst goldener Zeiten blickend, wieder möglich zu sein. zwei Sätze draus machen Die Gegensätze, die diese Stadt immer prägten, sind hier widerspruchsfrei vereint, und mehr als das, man muss sich fragen warum man sich die Hoffnung für die Welt so leicht mit

nen Schicksal freiwillig fügt. Die sich auf keine Richtungen mehr festzulegen traut und nur noch nach trial-and-error im Dunkeln tappt. Die sich in zweideutigen Mehrdeutigkeiten verstrickt und nicht mehr weiß, wo oben und unten ist. Tacheles kommt aus dem jiddischen und bedeutet ursprünglich soviel wie „Ziel“. Vielleicht ist es wieder Zeit, Ziele deutlich zu machen. Es muss ja nicht nur eines sein. Es wäre womöglich die Entfesselung einer emanzipierten Freiheit, befreiter Träume, neuer Zwischenmenschlichkeit. Vielleicht ist es Zeit, tacheles zu reden – Zeit, unverblümt tacheles zu leben.

Natürlicher sogar als die fast rustikal wirkende Ska-Polka Nacht in der nächstbesten Eckkneipe, inklusive dem obligatorischen, unerklärlich just in diesem Moment von National-

„Du bist verrückt mein Kind, du mußt nach Berlin.“

Franz von Suppé (1819-95), eigtl. Francesco Ezechiele Ermenegildo Cavaliere Suppé Demelli, östr. Operettenkomponist

fung auf den Denkmalschutz. Fernab davon, seit diesem Zeitpunkt als totes Denkmal vor sich hin zu verfallen, ist das Tacheles heute ein kollektives, selbstbestimmtes Kunst- und Veranstaltungszentrum geworden. Ein lebendiges, dynamisches etwas

vorgeschobenen Problemen und Kritikpunkten hat ausreden lassen. Man blickt hinaus und sieht eine Generation die sich von so Vielem befreit hat, vor Potenzial strotzt und dennoch befangen, desillusioniert, jaded, nahezu fatalistisch sich dem ungeschriebe-

stolz beflügelten Katalanen („I not Spanish! I’m from Katalan!“), der einen fast passablen Robotertanz zu russischen Volksliedern aufführen kann – mit gemimten Kastagnetten, natürlich. 

Klassentreffen

Nachm Krieg wars Garn auch noch besser, als die Singer-Maschinen bei der Doris noch liefen und wir fahren in die Tschechei. Über eine typisch deutsche Doppelmoral. Und die Übererfüllung eines Klischees.

Ich sitze im bayerischen Regionalexpress von München. In der Sitzgruppe hinter mir ein Seniorenausflug, bestehend aus der fidelen Vielfalt vierer Klassentreffensbesucher auf dem Weg in die Tschechei, wie der ganze Wagen bald erfahren darf. Nun geht es, gestärkt nach Bildzeitungslektüre und mit frischen, „echt deutschen“ Euro-Scheinen in die Tschechei. Billig einkaufen, vielleicht sogar mehr als nur einkaufen, zumindest für die Männer. Denn es ist ja Klassentreffen.

Senior eins ist ein rüstiger, durch jahrelange Springerverlagslektüre gestärkter Herr, der genau mit seinen Vorurteilen umzugehen weiß. Sein Name ist Johann, wie wir bald erfahren werden. Johann weiß über nahezu jedes Thema Bescheid und verkündet sein allumfassendes Wissen auch jederzeit. Egal ob ungefragt, deplaziert oder auch mal im richtigen Timing: Und in Trudering, da gibt es einen billigen Händler, Ausländer, klar, aber sehr günstig. Ob seine Ware immer so ganz unbedenklich und legal wäre, na ja, man weiß nicht so, aber günstig. Überhaupt. Diese Ausländer. Johann erklärt uns bald, dass

die ja den Deutschen die Arbeit wegnehmen würden und der Laden in Trudering, ja der wäre auch nicht so gut, und vor allem würde der ja allen deutschen Läden durch die billigen Preise das Geschäft kaputt machen. Und das alles mit „Hehlerware“. Eigentlich dürfte man da ja nicht mehr hingehen. Eigentlich.

Seniorin eins, wohl aus Schulzeiten beste Freundin von Johann, hat ein neues Handy und demonstriert die Vielfalt ihrer Klingeltöne. Und ruft dann die gegenüberstehende Seniorin zwei an, vor allem, um ihren virtuellen Umgang mit dem integrierten Telefonbuch zu demonstrieren. Johann kommentiert währenddessen alle Vorgänge fachmännisch kundig: Letztens hab ich die Renate angerufen, und das Netz wusste automatisch wo sie war – ich musste nicht mal die Ortsvorwahl von München vorwählen. Ob das wohl was mit dem neuem Angebot der Telekom zu tun hat? Bild berichtete ja.

Das Thema verschiebt sich nun auf die komplexen Details des Ausfluges: Fährt der Zug in Bayerisch Eisenstein durch oder müs-

sen wir da umsteigen? Muss man da ein Visum haben? Und was ist überhaupt der Wechselkurs? Geben tschechische Automaten mit einer deutschen EC-Karte Euro oder Kronen? Nehmen die da überhaupt Euro? Johann erklärt fachkundig, dass man früher in Bozen ja auch mit der harten D-Mark bezahlen konnte, also müsste das in der Tschechei ja wohl auch mit dem Euro gehen. Glaubst er zumindest.

Dann wird diskutiert, wie viele Stangen Zigaretten erlaubt sind und wer denn wem eine mitgibt. Johann kommentiert wissend, dass man so die deutschen Behörden umgehen könnte, wir zahlen ja eh so hohe Steuern. Da wäre ein bisschen Betrug schon drin.

Johann ist der typische Deutsche. Wir wissen alles (besser), haben zu allem eine Meinung und schimpfen über Ausländer und hohe Steuern – und fahren zum Einkaufen in die Tschechei und schmuggeln Zigaretten am Fiskus vorbei. Johann: Du bist Deutschland. 

Snowed In

They say that no two snowflakes are alike. I find that very profound. Significant. I don't give in to feelings a lot these days, but I do find it noteworthy. Interesting even, in the way that word was meant before it became a polite way of saying nothing at all. Just thinking about it. All of that DETAIL, every little molecule in its own unique little place, a new configuration every single time for billions of years. Too much for my brain to take in, apparently. It's not like me to arbitrarily stick a price tag on any of the thoughts or sensations that enter into the hollow of my mind, but this, this it seems is one of the few things where I choose to make an exception. It's significant.

"It's ... significant." The lights at the bar are cold. So is his gaze. He's reliving yesterday for me, reliving it, trying to ... cope. "That's just about all I manage to get out of my stupid mouth in the end. God, I feel like such a fool. She smiles, a smile that, for a second or so, could melt away all worries, problems, and probably even the riders of the apocalypse themselves, should they ever meet, haha!

She says to me, 'Well, I sure couldn't bear watching my words that closely. I want to say something, I just go out and say it. But that's just me I guess. And you're... well you. Always watching out for the little things, always watching out for everybody. You're really nice, you know that?' Right.

SHE is nice. I'm just doggedly trying to create harmony and social cohesion and all that schmoz. I smile back tentatively. One of those smothering pauses where you know the world will stop dead if you don't say something. 'You... I was just noticing how beautiful you are.' A sentence I know I'm going to regret saying before I even opened my mouth to say it - and still I could not resist the stupid, freakin' self-destructive urge to... well say it. Even though it in no way reflected what I wanted to communicate to her - you know, like maybe I should have said 'in which ways you are beauti-



ful, in the way that each person has their own beauty, but also with the implication that I find the beauty of her being, her thoughts, who she IS especially wonderful but also touching the more superficial level, see I consider appearances to be among the least important characteristics of a person and for me to comment on in such a way is to have innately accepted the - I'm blabbering. Point is, I didn't - couldn't - give her half a chance to understand what I was trying to say. And you just know - this way of saying it - it seems shallow. Hollow. Coming on too strong of course. Every-

thing moves on in an embarrassing fashion.. and in her face I see... pity. I hear the clicking and whirring inside her head as the file with my name on it is placed in the drawer marked "good friend, nice, a bit strange sometimes". God it could have been so - " he stops, and stares at the scratched laminate surface beneath his third drink. " - ...Perfect. But I'm learning. Maybe it'd be easier if I wasn't "nice". It was about time I found new ways of being unhappy. Oh forget it. Yeah I know, objectively - nothing bad happened. I've lost nothing, we had a nice time, tomorrow's a new day to be filled with... things. Bloody useless things. Hell, maybe I'm just dreaming. That I'm so bloody inadequate." He looks at me, and there's pain in his eyes, pain that's sprouted its tendrils all over his place. He thought he had it all figured. Avoid the big mistakes, make a few small ones, live the good life. I guess he just expected more from the result. "I just wish ... I wish I could wake up."

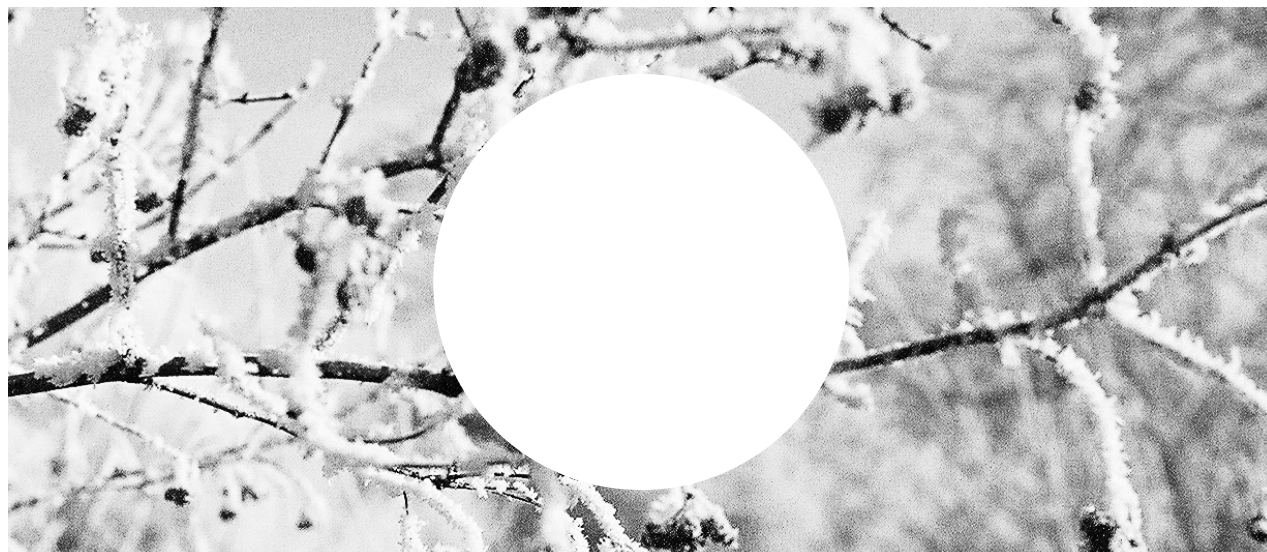
"I wish I could wake up," thought the boy. He thought about this some more. And the he thought that, if he actually tried, he probably could. So he did. The boy woke up. Refreshed from his sleep, he opened up the silvery blinds in his bubble, and let the morning sunlight shine in through the canopy. He was just about to make his morning coffee when something caught his eye that caused him first to stop dead in his tracks, then jump up and down and shout with excitement. All around him, and over him, and probably underneath him, were more bubbles. Just like his! With people in them! Just like him! One in each bubble! After half an hour of this, he began wonder if anyone else was jumping around and shouting back. As

it turned out, upon his very close inspection: there wasn't! This confounded him somewhat. After a few more minutes of standing around, feeling confounded (which he enjoyed immeasurably, in his own way, it wasn't every day that he had a chance to feel anything at all) he moved closer to the glass walls of his ark, his bubble, reasoning that maybe at least the people in the next closest bubbles could hear him better if he wasn't quite so far away. He moved right up to the curved pane which was the border of his world, to point where his face was squished against the

and unintelligibly, but noticing, for the first time, the slightly darker, shimmering tint behind the outside of each of the other bubbles. And gasped in horror. Pulling down his own blinds to confirm the theory he already knew to be true, he sank once again to the floor - and wept. And as the other occupant was whisked away by an air current, still gesticulating and staring intently, the boy in the bubble chided himself. He should have known, he thought, as he got up to make some coffee. They had never learned to pull back the radiation blinds. One way mirrors,

the midday sky. I am surrounded by the others, I am covered in them, I was born like them, exist like them and still we are too different to ever understand each other. Not, as said, that it would make a difference. It might be significant. It might hold the key as to how we could make things work so they seemed right, for once. Fix this world. But in the end, if we stoop to think about it too long, don't we all wish, in that most vulgar of ways, that it was all a winter fantasy and we could just wake up?

I'm snowed in. Not moving, look-



cold glass and his tongue beat against the merciless transparency - but no one seemed very keen on showing any sort of reaction. After a good time, and very exhausted, the boy let himself slide to the floor, unable to move. The bubbles kept trundling about in the general malaising way that bubbles do, and faced with this unreal, tantalizing and consuming vision the boy might never again have had the strength to move himself even one inch - had he not noticed one occupant staring straight at him. Gesticulating. At last! He ran towards him, gesticulating back, wildly

as it were. They were all staring at themselves. Maybe they didn't even want to know what was beyond. Maybe they liked being in their own little worlds where they were the fairest of 'them all'. Flakes! Every last one of them!

I am a flake. A snowflake. Completely unique, for all that's worth. Floating, falling, falling, recognizing the intricacy of the designs around me, absolutely free - not that it changes anything. I still go where the wind takes me. And one day I will melt, as sure as the sun burns in

ing through my window, from that haphazard room which reflects the state of my soul. Chaos, bound just enough to allow fuzzy borders and prevent total collapse. A couple of lies, placed here and there, to keep the subject placated. "If today was perfect, there would be no need for tomorrow", says the graffiti on the wall, the grammatical error adding additional irony to a shred of false hope. I'm snowed in, and in this lifeless cold I'm starting to feel comfortably numb.

Too numb to escape. **mr**

Riot on a never empty street

Wo entsteht unsere (Um-)Welt? Zu glauben, Dinge und Produkte entstünden an Schreibtischen, oder in bewerkzeugten Händen draußen in den Fabrikhallen oder Straßen, das wäre leichtgläubig. Oder zumindest zu kurz gedacht. Alles von Menschenhand geschaffene, alles was wir sehen oder hören, fühlen, ist Ergebnis und Abbild eines Gedankens. - Mehr oder minder treffend und kunstfertig umgesetzt. Immer das Ergebnis einer Vor-Stellung jedenfalls.

Irgendwann entstand das Paradigma, Magazine, die einem guten Zweck gewidmet sind, müssten aufrüttelnde Boten des schlechten Gewissens sein, Plattformen der vorstädtischen Sozialkritik, oder wenigstens über amateurhaftes Äußeres Mitleid erregen. Aber wer identifiziert sich - über den springengelassenen Groschen hinaus - mit guten Zwecken, wenn sie sich so hausbacken gebärden?

Keiner wohl, und trotzdem funktioniert die Sache. Die einen fabrizieren leidend oder übermotiviert im Funzelschein ihrer Schreibtischlampe ihr kleines Stück Weltverbesserung, die anderen kaufen es - aus genau dem schlechten Gewissen, oder dem bewussten Altruismus, der erregt werden soll. Und tragen einen Stein in der Tasche mit nach Hause, der vielleicht pflichtschuldig durchgelesen wird, und dann möglichst bald vergessen. - Die frischeren der vierzehn deutschsprachigen, in der internationalen Street Papers Organisation verbundenen Obdachlosenmagazine

geben sich immerhin nicht direkt langweilig. Eher harmlos. Boulevardesk. Wieder bleibt der Leser indifferent. - Wohltätigkeit hat den Ruf ein zähes Business zu sein, und genau das bleibt es auch. Es hilft viel - aber es könnte so viel schöner sein.

Auch im reichen Schweden stehen Obdachlose mit Zeitschriftenpacken an den Straßenecken, mitten im skandinavischen Aprilregen, und wer sich pflichtschuldig vor Malmö Centralstation einen schweren Stein Schuldgefühl oder Langeweile in die Tasche stecken lässt... Fällt aus allen Erwartungen - dieser Stein kann fliegen.

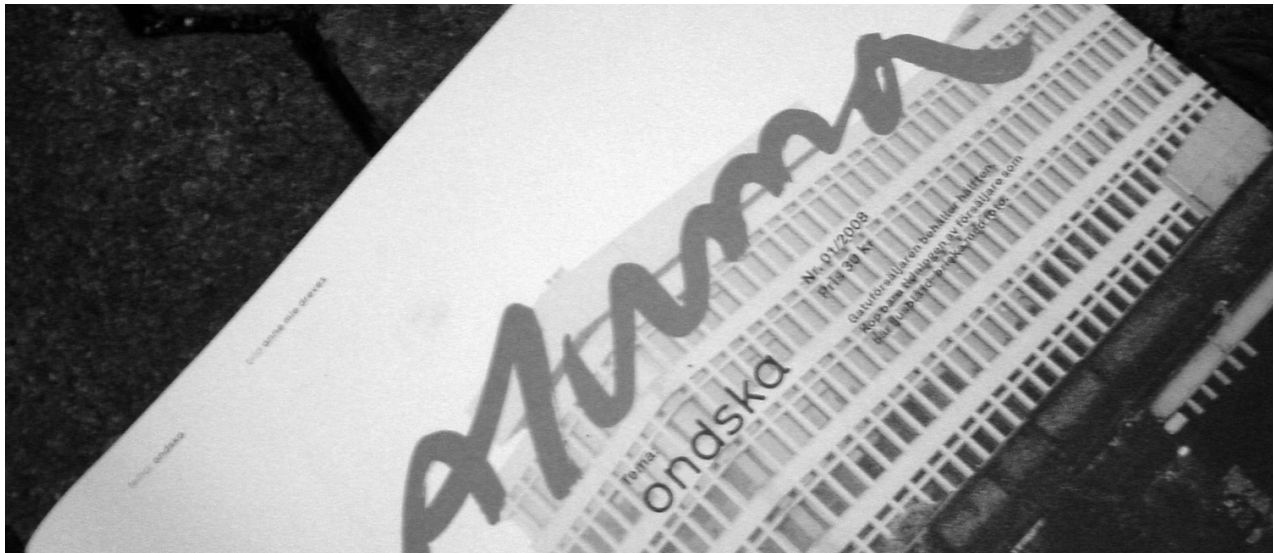
36 Seiten schweres, unlackiertes Papier, auf dem Cover unüberladene Fotokunst, irgendein Innenhofwinkel; mehr: Ein Titelthema, ein vager Ausdruck, zu dem jeder Assoziationen besitzt: Hier „ondskan“ („Das Böse“), ein ander Mal „kunskafer“ („Fähigkeiten/Erkenntnisse“) - irgendetwas dekonstruierbares, mit dem Leben in sozial schwächeren Gefilden verknüpfbar. Subtil. Man ist sich nicht ganz sicher: Belehrt schon ein Interview mit einem ausgestiegenen Informatiker eines Waffenproduzenten? Oder die Frage ob es Extremsituationen sind, die das Böse hervorrufen? Wenn, dann geschieht es unmerklich.

Genau einen Fuß will das Magazin in der Lebenswelt der Obdachlosen haben, sagt Chefredakteurin Maria Dahmén. Linien ziehen ist erwünscht, nicht aber die Zurschaustellung „anderer“

Lebenswelten - Gegenstand einer Betrachtung des „Andersartigen“ zu sein, das stigmatisiere eine Gruppe, statt sie näher zu bringen.

Große Porträts, Collagen, Anschnitte, Illustrationen, Stadtüberblicke ziehen sich durch das Heft, flattern locker durch es hindurch, in der Mitte setzen Künstler das Thema jeweils bildlich um - und hier wird es interessant: „Aluma“, so heißt das Heft, wird von - größtenteils freischaffenden - Künstlern und Autoren gemacht, die eine ziemlich freie Ausdrucksplattform finden. „Größtes Argument jemanden für eine Arbeit in Aluma gewinnen zu können ist nicht der finanzielle Lohn, sondern die Gestaltungsfreiheit, die wir bieten können. Das macht es uns leichter.“ Ziel solle es sein ein Produkt mit Qualität zu schaffen, dass man um seiner selbst willen kauft - Keine journalistischen Almosen.

Auch die Obdachlosen selbst dürfen mitwirken: Je einer interviewt jede Woche einen selbstgewählten Gast, begleitet von einer Journalistin. Auch das ein treffen der Gedanken: Jeder soll das tun, was er kann. - Weil er es gewinnbringend kann, einen Blickwinkel hinzufügen, und nicht als milde Gabe.



Warum die Absicht Obdachlosen zu helfen genau diesen unausgetretenen, indirekten Pfad erfordert, und wie man noch provozieren kann, erklärt Maria Dahmén, Alumas Chefredakteurin.

...was mir zuerst aufgefallen ist, dass Aluma einen Mittelweg zwischen den Existenzformen deutscher Obdachlosenmagazin findet: Die einen versuchen den sozialen Missstand so direkt wie nur möglich anzuprangern, und bleiben dabei irgendwie zu schwer verdaulich; Gewissenskäufe. Die anderen gehen sehr in den Mainstream, um Abnehmer zu finden.

Mainstream machen wir ja nicht, das sieht man, denk ich. Aber wir haben zu Beginn auch die klassischen Reportagen und Bilder gemacht. Menschen die unter freiem Himmel schlafen, die auf Bänken sitzen und Alkohol trinken, Einzelschicksale. Ich selber bin in Zelte auf den entsprechenden Brachen in Malmö gegangen, und habe die Leute dort drin fotografiert, grad so, als dürfe ich das. Aber das tun wir nicht mehr. Ganz klar: No misery!

...warum nicht mehr?

Es geht ja nicht darum, dass sich die Leser gut fühlen sollen, weil sie sehen, wie schlecht es anderen geht. Wir wollen auch die Gruppe „Obdachlose“ nicht ausgrenzen. Die Leute müssen ohnehin verstehen, dass nur die wenigsten, die in diese Kategorie fallen tatsächlich unter freiem Himmel schlafen... Wir wollen diese Menschen in anderen Kontexten zeigen. Nicht als Gruppe ausgrenzen, sondern als Einzelne, als Teile der Gesellschaft zeigen.

Wir reden auch mit unseren Verkäufern und sie kommen in der Zeitschrift vor, aber dann bringen sie eine Perspektive ein, und wir reduzieren sie nicht auf ihr Merkmal der Andersartigkeit. Manchmal versuchen wir sogar das Wort „Obdachloser“ ganz zu vermeiden.

Trotzdem haben die Artikel eine Art Bildungsanspruch, oder?

Ja. Einen „Link“ sollte es geben, einen Fuß in der Lebenswelt unserer Verkäufer. Irgendeine Linie zum Leben von Leuten aus dem „unteren Drittel“ der Gesellschaft. Aber das schreiben wir nicht explizit in die Artikel. Es geht mal darum, wie Menschen in einer

Gemeinschaft in Indien leben, in der Geld nicht so eine große Rolle spielt. Oder denkbar wäre beim übernächsten Thema, „ans Meer“, darüber zu schreiben, dass viele Gerätehütten von Fischern zu Spekulationsobjekten werden. Das würde auch zum Thema „Diebstahl“, das danach kommt, passen, übrigens. Diebstahl eines Stückes Kultur, oder Land... Aber eben keine Reportagen über das Leben armer Leute.

Unsere Stärke ist, Attitüden zu ändern, Meinungen. Ein bisschen subtiler. - Und das machen bei uns nur Profis, und Leute, die wir für wirklich talentiert halten. Früher haben wir auch Leute schreiben lassen, die gemeint haben „uns liegt das Thema so am Herzen!“ - aber das ist dann wieder in die Klischees abgedrückt. Inhalt und Aufmachung sind wirklich nicht direkt auf Boulevardlesergewohnheiten ausgerichtet...

Wie kommt das denn bei den Lesern an? gibt's Feedback?

Wir haben gute Auflagenzahlen! 15.000 – 22.000 verkaufte Exemplare. Davon träumen andere



Magazine! Aber Feedback kommt sehr, sehr wenig. Erst seit einer der letzten Ausgaben... da hat eine Leserin geschrieben wir sollten doch den ganzen schweren Kram weglassen, und mehr Kreuzworträtsel und fröhliche Geschichten schreiben. Das haben wir unkommentiert gedruckt. Jetzt lassen wir die Leser einfach mal diskutieren, das ist gut! Einige stimmen dem Leserbrief auch zu... Aber wie gesagt, die Zeitung verkauft sich trotzdem gut. Eigentlich können wir machen, was wir wollen. Und erreichen trotzdem wirklich viele Menschen. Das ist auch ein Argument um wirklich gute Leute für Artikel in Aluma zu gewinnen.

Gibt es dann etwas, das du gerne ausprobieren würdest? Eine Entwicklungsrichtung für das Magazin?

Ja... Wenn ich könnte, hätte ich es gerne ein bisschen gewagter. Nicht unbedingt in die politische Richtung. Wir waren nie ein Magazin, das stadtpolitisch viel fordert und hinterher ist. Das ist auch wichtig. Aber das können wir nicht so gut. Aber so von der Aufmachung her, von der Form der Artikel. Auch vom Inhalt. -

Neulich war zum Beispiel einer unserer Verkäufer von seinem verdienten Geld auf Madeira, im Urlaub, und hat uns eine Karte geschrieben. „Hallo, sitze hier in der Sonne, sehr entspannend...“ - das hätten wir drucken sollen, das ist provokativ!

In der Tat!

Ja. Neulich hat uns auch eine Frau geschrieben: „ich sehe hier ihren Verkäufer mit einem Paken Aluma in der einen Hand und einer Tüte voll Alkohol in der anderen – glaubt ihr wirklich, das ist richtig, was ihr hier tut?“ Aber: Auch unsere Verkäufer sind erwachsene Menschen. Und wir werden unter den Leserbrief schreiben: „...wann hat sie ihr Chef das letzte Mal gefragt, was sie mit ihrem Lohn machen?“

Die Klischeefrage zum Abschluss: Glaubst du, ihr bewegt mit Aluma etwas?

Auf jeden Fall! Es gibt einen sozialen Impact auf einzelne Leben. Leute, die durch das Verkaufen wieder einen Weg zu einem respektierten Dasein gefunden haben...

Und mit dem Inhalt der Zeitung?

Ja... Ja, hoffentlich. Ab und an spricht man mit Leuten, die sagen: Ich sehe das jetzt anders. Oder: Ich kann das jetzt besser respektieren. Wenn Parallelen offenbar werden zwischen anderen Ländern und Schweden, oder unsere Verkäufer in einen anderen Blickwinkel rücken. Ich glaube schon, dass wir etwas erreichen.

Das Interview wurde am 24.4.2008 in Malmö in Alumas Redaktionsräumen und englischer Sprache geführt. Ich danke Maria und Aluma für die Zeit.

Tack så mycket! 

Von Griechenland erzählen II

Weder der Reisende noch der Rasende schafft es, das Erlebnis, die impressionistische Gewalt des immer Fremden und doch bereits Vertrauten, der Sonne und des Meers, des einzigartigen, neuen Erlebens, mit in den Alltag zu retten. Alles zerfällt in Erinnerung: Bilder, Momente, Fragmente und Anekdoten - jede nur mit einem leichten Schimmer des Erlebten behaftet.

Dunkel schlängeln sich die Serpentinan an der steilen Küste, den langen Rücken der Insel Santorin, von Oia nach Fiira, entlang. Auf halbem Weg steht der Bus mit seiner Reisegruppe, die angesichts des entschwindenden Busfahrers langsam nervös wird. Gerade als den Witzbolden die Busfahrerwitze ausgegangen sind und die ersten zu Fuß durch die stockdunkle Nacht weiterwollen, taucht der Busfahrer wieder auf. Man verfrachtet die Leute in einen neuen Bus, am alten seien die Bremsen kaputt. Wir wollten Santorin am frühen Vormittag verlassen und über Naxos nach Donoussa fahren. Am Fährhafen allerdings warten wir und warten und warten. Nach und nach treffen wir auf eine Menge Leute, die alle wie wir vergebens warten. Im Fährbüro teilt man unserer Horde mit, die Fähre würde auf Grund zu hohem Seegangs nicht fahren, aber es käme am Nachmittag eine größere.

Die Anschlussfähre nach Donoussa haben wir leider verpasst, und so legen wir einen unplanmäßigen Zwischenstopp auf Naxos ein. Am Kai begrüßen uns gut zwei Dutzend Griechen, die uns

ihre Unterkunft schmackhaft machen wollen. Wir lehnen ein, zwei Angebote ab, dann treffen wir auf Vagelis, den Menschenfänger: Ein Studentenpaar, mit riesigen Rucksäcken bepackt, abgekämpft und noch leicht orientierungslos, folgt einem Griechen, der eine Fotomappe immer wieder fast zeigt und die beiden dabei, langsam rückwärts gehend, aus dem Tumult der anderen Zimmeranbieter herauslöst. Wie der Esel einer Karotte folgend, trotten die beiden dem unentwegt plappernden Vagelis hinterher, um nach ein paar Metern das Spiel zu kapieren, in schallendes Gelächter auszubrechen und Vagelis zu seinem Fang zu gratulieren. Ins Auto gepackt und in die Innenstadt verfrachtet, your room, your keys, coffee'n tea for free, see you. Vagelis hat noch einige Zimmer zu füllen!

Naxos ist wunderschön. Touristisch, aber deutlich weniger als Santorin mit seinen mit Menschen und Waren verstopften Touristentrails. In den schattigen und angenehm kühlen Gässchen entdecken wir vieles, besonders eingebrannt hat sich aber der multilinguale Secondhand-Buchladen. Ein unscheinbares Schild weist den Weg von der nächtlich sehr belebten Hafenpromenade, durch eine enge Gasse, in einen geräumigen, von oben bis unten mit Büchern in aller Herren Länder Sprachen vollgepackten Laden. Vor und hinter dem Verkaufstresen sitzen gelassen und von den Besuchern betont ungestört zwei Griechen: rauchend und Ouzo trinkend beim

Backgammonspiel. Das gelbliche Licht der nackten Deckenlampen verleiht diesem Nicht-Ensemble, dem nicht folkloristisch konstruierten Moment, als gelassen gelebte Lebensart eine seltene Authentizität.

Von Donoussa zu erzählen, heißt von einem kleinen Paradies zu erzählen. Von Loni, die uns erwartet, als wir mit unserer kleinen Fähre im kleinen Hafen anlegen, und die einige kleine Häuschen in ihrem Palmengarten vermietet. Von Tagen mit einem Buch von Loni, und bis auf zwei Dorfjungs vollkommen allein am Strand. Von windgepeitschten Wanderungen über kargen Fels zu winzigen Buchten. Von Tavernen, die nur eine wandelnde Speisekarte in Form der Kellnerin besitzen. Von New Yorker Exilgriechen, die ihr Restaurant verkauft haben, um mit einem kleinen Boot zum Fischen zu fahren. Und davon wie es ist, wenn das Paradies einen nicht mehr loslassen will, die kleine Fähre, die die Insel alle paar Tage anläuft, wegen hohem Seegang nicht auslaufen kann. Eigentlich müsste der Alltag, der aus dem Tritt gekommene Plan, der Flug nach Hause, die Gedanken beherrschen – aber man ist im Paradies. Und ich geh noch mal schwimmen. [mw](#)

Das letzte Ziel: Tromsø.

An welchen Ort ich mich auch begeben, nach einer Weile beginnt ein Erfühlen der Umgebung, das mit dem Anblick der Fassaden und der Wahrnehmung klimatypischer Flora nichts zu tun hat: Was bedeutet ein Platz für Menschen, welche Wege führen hindurch? Sind es Kilometer flacher Bebauung, die um ein Zentrum kreiseln, führt von

deutung – es ist spürbar, wohin man sich begibt, und in welchem Kontext dieser Ort steht.

Irgendwann wird gerade das zu schwer: Vom Norden Kontinentaleuropas sind es zwei gequerte Inseln und drei Brücken bis in den Süden Schwedens, und weitere acht Stunden bis nach Oslo, nach deren Hälfte sich die Auto-

Und dabei stand man schon am Rande der Zivilisation. – Wenn das Flugzeug dann mit einem Ruck aufsetzt, türmen sich die Schneewehen; ein kastiger Volvo-bus wie ein Sowjetfabrikat wird einen abholen und durch Tunnel, über unterirdische Kreisel unter dem eiskalten Sund hindurch hasten. Die Nasen an den Scheiben plattgedrückt nur „Sent-



hier eine Straße durch Felder an einen größeren Ort – könnte man ihn heute noch erreichen? Was denken Menschen, die hindurch reisen?

Paris, der verschachtelt wuselnde Bau, das ständige Ziel zwischen den Kopfbahnhöfen fühlt sich anders an, als ein fortwährend fahrfensterbetrachtetes Dorf am Lichterband der Autobahn zwischen Linz und Wien, oder ein Luftkurort, wo die Straße vor dem Wald endet, und nur aus der Ferne die Bundesstraße zu hören ist. Deswegen ist das Reisen auf dem Landweg von Be-

bahn vor Strömstad verliert, und schwere Felsblöcke und klares Wasser den Weg, ab und an die Serpentinaen, säumen. Oslo selbst, die Hauptstadt Norwegens, scheint fast ein übergroßes Dorf, auf dessen kleinen Hafen Schiffe um die Landungen zutreiben, und Leuchtreklamen in einer selten verstandenen Sprache kaumgehörte Neuigkeiten verkünden.

Vom Flughafen dieses Zentrums am Rande dauert die Reise zwei Stunden weiter nach Norden, Flug über Wolken, Fjorde, kahles Land, einzelne Lichter; zwei Stunden. So weit wie Rom – Berlin.

rum“ und „Flygplatsen“ den Weg weisen. Wie weit weg muss hier alles sein?

An der Oberfläche ducken sich kleine, holzvertäfelte Häuser neben etwas größere aus Stein; selten höher als zwei Stockwerke. Beheizte Bürgersteige lassen das Eis vor dem nördlichsten Burger King der Welt und den Outdoorshops antauen, und wo sie es nicht tun, rutschen Senioren mit Spikes unter den Schuhen und schneebekettete Autos abschüssige Straßen hinunter, deren flache Horizonte an kanadische Holzfäller- und Goldschürferromantik

erinnern. Die einen rutschen leise, fluchen nur, wenn die Tüte des „Vinmonopolets“ in Gefahr gerät, die anderen rattern, rasseln und scheppern fortwährend eisenstarrend durch die Stadt.

Es fällt mir schwer, nicht alles an diesem Ort mit dessen Standplatz in der Welt zu verbinden. Das seltsame Understatement einer

jenen Bussen laut Tanzmusik gespielt wird, und Trauben hoffnungslos besoffener Menschen vor eintrittsbelegten Kneipen stehen und rutschen, 1.500 Kilometer vom nächsten Club dessen Namen man auf dem Kontinent kennen würde. Und die Schiffe, die durch das eiskalte Wasser ziehen, und eine knappe Woche unterwegs wären, nur um Bergen

Tromsø eine Wahl: Weg könnte man nicht, aber vielleicht will man das auch gar nicht, wenn die Hügelkuppen weiß wie blanke Eisberge stehen, sich die Nordlichter durch die Wolken-decke schieben, oder die Sonne nie untergeht, und all das fast unabhängig von dem existiert, was an all den anderen Orten geschieht; eine Party eine Party



Stadt, die wohlhabend und arbeitsam genug ist, komplett untertunnelt zu sein, deren Universität allein ein frei zugängliches Gangnetzwerk quer durch den Ort errichtet hat, deren Bettler in Münzgeld in der Stunde mehr verdienen als deutsche Hilfswissenschaftler – und an deren Häusern überall der Putz platzt, und durch deren Anhöhen Busse schwer wie Radlader aus dem Kalten Krieg kreuzen.

Vielleicht, weil man eh keinen zum Verweilen auffordern kann? Entweder man ist hier, oder eben nicht. Wo wochenends in eben

zu erreichen, den regnerischsten Ort der Welt, 1 guten Breitengrad nördlich von Stockholm und St. Petersburg.

Eine Insel in einer Meerenge, und umher Kilometer von Nichts - Nirgendwohin könnte man sich von hier auf den Weg machen, nicht mal ein Wegweiser, der den Namen einer anderen Stadt anzeigen würde beruhigt mein Gemüt, und der Sund schlägt keine Meereswellen. Er ist nur kalt, klar und uralte.

Mehr als andere Städte Aufenthaltsorte sind, vorübergehend, ist

ist, und ein Berg ein Berg, eine Straße die Verbindung zwischen zwei Häusern – und man sich all das ausgesucht hat.

Austauschstudenten in Südschweden fahren ständig umher, habe ich erlebt, nach Malmö, nach Kopenhagen, Stockholm und Göteborg.

Austauschstudenten in Tromsø, habe ich gelernt, lernen stricken. - Ich wünschte, mein Herz wäre so ruhig. 

Mono

Geniale Bösewichte, Männer die in geheimen Konferenzzentren via Satellit nach Masterplan uns perfekt, unbemerkt manipulieren lassen – das ist ebenso ein modernes Märchen wie „Rufen Sie uns nicht an – wir rufen Sie an!“ oder Richtertalkshows.

Das soll aber nicht heißen, dass man nicht beeinflussbar wäre, zum Beispiel durch Kulturindustrie. Es kommt darauf an wie man Kultur, Literatur, Musik, Kunst wahrnimmt, als Bildungs- oder Unterhaltungskonsument, aus emotionaler oder struktureller Wahrnehmung, aber bei intensiver Auseinandersetzung kommt irgendwann der Punkt, an dem der mehlig Beigeschmack von Einheitsbrei nicht mehr zu leugnen ist, besonders in der Musik, die sich oft zwischen sentimentale Nostalgie und tradierte Illusion verliert.

Gerade aber in der Funktion als reflektierender Autor, als Kulturproduzent, fällt es schwer, trotz der anhäufenden Zeichen, trotz den scharfen Beobachtungen eines Adornos oder eines Horkheimers, sich dem Kulturpessimismus hinzugeben. Man wird nie frei von Einflüssen des weltlichen sein (und warum sollte man es denn sein? „Gedanken ohne Inhalt sind leer“, sagt uns Schachmattheoretiker Kant, Empirie darf man ruhig leben!). Aber den Glauben an eine Kunst, die nicht ökonomisch überformt ist, kann man vielleicht dennoch beibehalten. So beginnt die Suche nach Idioten, Querulanten und auch subtilere Devianten, die bewusst die vorherrschende Kultur-

men transzendieren und neue Wege bereitet (und nicht nur bei vergangenheitsgerichtete Kritik bleiben, wie ein Horkheimer oder ein Adorno).

Post-Rock. Das verlorene Kind der Postmoderne, das sich von ihr emanzipiert hat aber die grundsätzliche Enttäuschung von Mainstream-Rock und der industrialisierten Kultur weiter mit sich trägt. Der erhobene bildungsbürgerliche Zeigefinger soll hier endlich wieder eingesteckt werden, doch der Kontext ist wichtig, um die Relevanz einer Band einordnen zu können, deren Pfad bei diesem Genre beginnt und sich eine ungeahnte Losgelöstheit erstreckt: MONO (japanisch: „Ding“). MONO ist das musikalische Erlebnis an sich – eine neue, direkte Emotionalität in der Musik, die Gefühle vermittelt, ohne gezielt vom Denken abzulenken. Vom Moment an, in dem sie die Bühne betreten bis zu dem, wo sie sie wieder verlassen, fällt kein Wort. Die Gesichter sieht man kaum, im eigenen Haar verhüllt, bewusst wird die eigene Persönlichkeit ausgeklammert. Es beginnt verhalten, melodisch, und steigert sich in unmerklich in kleinen Intervallen zu einem white noise Inferno. Und sie spielen, als hätte es vor ihnen keine Musik gegeben, als hätten sie selbst diesen Lebensbereich erfunden – und alle rationale Kritik wird vorweggenommen. Kinder des Lichts auf einen selbstbestimmten Pfad ins Ungewisse, nicht eingeklammert durch Vorstellungen von „sein“ und „sollen“, aber ebenso wenig willkürlich.

Wie soll man es benennen?

„Anschauungen ohne Begriffe sind blind,“ sagt unser erleuchtete Kant auch, und so muss man zaghaft die Verbindung zum Tabu gestehen: dass ist in gewissen Sinne Erotik. Das ungefilterte Gefühl, ein immanente Aesthetik, die nicht begründet werden muss. Eine aufregende Umhüllung, die die Seele versklavt, ohne Zwang auszuüben. Eine brennende Ekstase im Herzen, blind und hohl in den Augen des Alltags, aber übermächtig in der Überzeugung des Augenblicks. Es ist erlaubt, und nichts darf dagegen sprechen. Und ich hätte nie geglaubt, dass MONOTonie so schön sein könnte.

„Ein Großteil der Befragten bekannte sich, sogenannte „Thrills“ durch Musik erlebt zu haben: körperliche Reaktionen wie z.B. Lachen, Kribbeln, Schwitzen, sexuelle Erregung, Herzschnagen. Befragte die ein Musikinstrument spielte erlebten öfter Thrills, als jene die keines spielten. Frauen wiesen einen weitaus höheren Mittelwert an Thrills auf als Männer – außer beim Schwitzen und beim Gähnen.“

-Seminarvortrag: „Musik und Emotionen“ (Koleva, Marquardt, Meyer, Neykova), Seminar Musiksoziologie, Universität Augsburg.

mr

Sprachkompetenz

Sprache ist etwas Wunderbares. Eine der wenigen Dinge, wo man sagen kann, die Größe macht. Und Männer den Frauen vorwerfen, sie hätten einen viel zu Großen. Wortschatz natürlich.

Sprache wird aber erst dann zu etwas Besonderem, wenn man sie nicht nur als „Verkehrsmittel“ begreift, das eine Nachricht von

zahllosen Kombinationsmöglichkeiten und Lehn- und Fremdwörtern sowie den Dialekten kommen wir auf bis zu vier Millionen Worte. Vier Millionen. Kein noch so eloquenter Politiker oder Journalist – mag er noch so viel mit Sprache zu tun haben – kann das erreichen. Doch unsere Landessprache scheint im Vergleich zur lingua franca – das Wort

für Babys (Achtung, Fremdwort!), also Filme speziell für Kleinkinder im Stile der lautverdummenden Teletubbies zu einem sprachlichen Entwicklungsrückstand führen. Nicht, dass wir nicht schon immer gewusst hätten. Aber Sprache ist eben mehr, als nur „Ao“ und „Poooo“. Jede Stunde vor der Glotze kostet im Durchschnitt acht Wörter. Tagesschau-



A nach B bringen und dabei möglichst ökonomisch sein soll und in sich so redundant, dass die Nachricht auch bei schlechtem Verständnis ankommt. Dann ist Sprache zwar praktisch, über die Schönheit lässt sich aber streiten. Dagegen macht die schiere, kaum greifbare Anzahl von Worten einen nicht zu vernachlässigenden Reiz aus: Die Möglichkeit, viele Worte durch Synonyme ersetzen zu können, Dinge verschiedenst benennen zu können, ohne sich dabei zu wiederholen. Die deutsche Sprache bietet nach verschiedenen Hochrechnungen circa 500.000 Worte, mit den

ist übrigens irreführend – der modernen Welt, Englisch, geradezu arm an Worten. Der Verlag HarperCollins hat 400 Millionen englische Wörter gezählt. Kein Mensch auf der Welt kann diese unvorstellbare Zahl im passiven Wortschatz bevorraten, eine aktive Verwendung schließt sich schon aus Zeitgründen aus. Sprache ist etwas soziales, sie basiert auf Interaktion.

Da kommt eine Nachricht aus einem Land der 400 Millionen Wörter gerade recht: Forscher haben herausgefunden, dass spezielle Sprachentwicklungs-DVDs

sprecher wird man so nicht.

Sprache ist etwas Soziales. Sie basiert auf kultureller Interaktion. Fernsehen, das – wie der Name schon sagt – keine Möglichkeit zur Rückkopplung bietet, ist daher kein Ersatz für den bewussten Umgang mit Worten. Nur wer ein großes Wortfeld kennen lernen darf, kann es aktiv für sich erschließen.

Lesen lernen mit Hörbüchern ist ein Ding der Unmöglichkeit. 

Wodkaweißchen und Rotweinrot

Wodkaweißchen und Rotweinrot,

leben in einer wochentags leerstehenden Diskothek in der bayrischen Provinz. Tagsüber schlafen sie meist oder sitzen in den einsamen Jacuzzis im Hotel zur Post. Manchmal zeigen sie dem Kare nachmittags auch ihre Brüste, dann dürfen sie in sein Solarium. Und abends, wenn die Sonne hinter (dem?) Aldi versinkt, die Bauern vom Bolzen kommen und die Feldwege hochklappen, häkeln sie Tangas und stricken Büstenhalter die ihre Kurven wohl zur Geltung bringen.

Bis zum Wochenende. Ein 50 000 Watt Scheinwerfer, von früher, schwenkt über den dörflichen Himmel, preist Jackie Cola und Goaßnmass, röstet einen Schwarm Zugvögel und veranlasst eine Boeing zum verfrühten Sinkflug, München ist weit. Aus der Schwüle des Spätsommerabends drängen Wodka Bull-gepushte Stiere, baggersee-gebräunt und wehrgruppenge-

stählt, mit engen Jeans, dicken --- und breitem Nacken in die bebende Halle. Tribaltätowierte Bizepse schleudern verächtlich Geldklammern hinter den Tresen und stemmen Sektflaschen in Eiswürfelkübeln. Die sind nicht nur dekadent sondern auch praktisch, man kann sie in allerlei Öffnungen schieben, die Würfel. Nach und nach kommen die Rehlein, blonde braun verbrannte und schwarze leichengebleichte, kunstvoll gespachtelte und schon von der Flasche davor verwüstete. Mit und ohne verheißungsvolle Röcke und fleischesprall gepushte Oberteile. Man bittet zum Tanz, Sektschaum vor den Mündern. Ekstatisch zuckend schütteln Körper Schweißperlen in den Raum. Die dumpfe Vibration des Basses in den Körpern drängen sie und drängen sie, dichter. Beine, Arme, Hände überall, suchend Zungen, Zähne und auch Fäuste im schweißnassen Gewühl. Blutende Nasen stopft man mit Koks. Majestätisch langsam, weiß und fein zerstäubt es im gelblichen Scheinwerferlicht.

Verharrt im Lichtschein, von unsichtbarer Scheinwerferthermik sanft in der Schwebelage gehalten. Eine Hand stößt und greift ekstatisch aus der wiegenden Menge - ins Leere. Wird zurückgerissen - Koks folgt ihr in feinen Wirbeln. Wie Sand, in Bröseln an den nackten, nassen Körpern klebend bis es von kühl prickelndem Sekt fortgespült wird.

Wenn die letzten Gäste draußen zusammen brechen und die brutal zernarbten Türsteher die Pillen und zerbrochenen Maßkrüge aufkehren. Wenn die Jungen im wärmenden Morgensonnenschein auf den Landstraßen der Provinz ihrem Baum entgegen rauschen und die Alten im kühlen Nebel zur Dorfkirche wanken um für sie zu beten. Werden die beiden langsam müde.

Noch einen Zug, noch einen Schluck, noch eine Line, sie legen sich in ihren gläsernen Sarg und schlafen ein. 

Impressum:

Vi.S.d.P. Inhaltlich Verantwortlicher gemäß §10 Absatz 3 MDStV:

Mario Wimmer, Germaniastraße 3, 80802 München, mario@fallen-legen.de

fallen/legen Magazin

Bildnachweise: Seite 6/7 Ann-Kathrin Rehse (www.sxc.hu/profile/kalilo), Seite 8/9 Jere Keys (www.jerekeys.com), [CC Attribution 2.0 Generic], Seite 27 Barry A. Smith (www.studiosmith.blogspot.com) [CC Attribution 2.0 Generic]

www.fallen-legen.de

Schrift: **Fontin** und **Fontin Sans** von Jos Buivenga (www.josbuivenga.demon.nl)

Kontakt: mario@fallen-legen.de



www.fallen-legen.de